Tragen und Führen am alten Grabserberg : Transporte und Transportmittel vor der Motorisierung

Autor(en): **Lippuner, Mathäus**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **10 (1997)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-892991

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

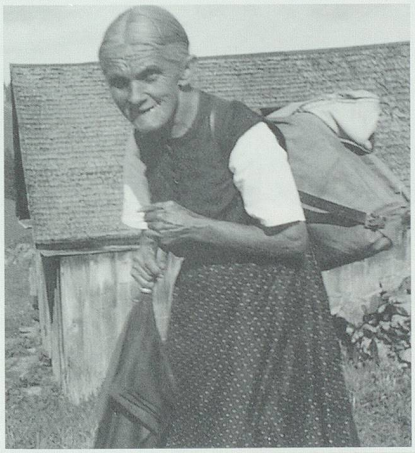
Tragen und Führen am alten Grabserberg

Transporte und Transportmittel vor der Motorisierung

Mathäus Lippuner, Stauden, Grabs

Das «Tragen» gehörte im Berggebiet noch vor zwei Menschenaltern zu den alltäglichen Verrichtungen; im Bewusstsein der ältesten Generation ist es dort bis heute als selbstverständlicher Bestandteil des Lebens verankert. Kraft und Ausdauer waren dort oben besonders nötig und galten entsprechend viel: die Berichte über starke Männer und deren Kraftstücke gehörten zum beliebtesten Erzählstoff. Dazu zählte auch das schadenfrohe Lachen über Angeber und Möchtegern-Goliaths, die sich mit ihren dummen, überheblichen Versuchen blamierten. Der wirklich Starke machte selten grosses Aufhebens von seiner Kraft, und eben darum genoss er Respekt.

Abb. 1. Auch Frauen trugen schwere Lasten über weite Strecken. Auf dem Bild Maria Spitz-Lippuner (1870 bis 1940), «Urschle Mreje» genannt, Mitte der dreissiger Jahre zu Fuss auf dem Weg von Grist am Studnerberg in die Alp Iltios im Toggenburg, wo ihr Sohn als Senn weilte. Bild bei Anna und Peter Lippuner-Spitz, Untergatter, Grabs.



Nun war diese hohe Geltung körperlicher Stärke wohl nicht ganz dasselbe wie der sportliche Ehrgeiz unserer Tage, das wettkampfmässige Leistungsdenken im modernen Sinn: es ging damals nicht um abstrakte Spitzenresultate[1]. Vielmehr war der Kraftstolz – gewiss auch er nicht ohne jede Eitelkeit[2] – doch zunächst Ausdruck einer Lebenstüchtigkeit, die lebensnotwendig war, die sich immer wieder unter schwierigen Umständen bewähren musste und daher zu den tragenden Werten der bergbäuerlichen Welt gehörte. Kraft war geachtet, weil man im Lebenskampf auf sie angewiesen war, aber sie wurde nicht geschont: die zehrendsten Anstrengungen wurden als völlig selbstverständlich hingenommen.

Dies zu verstehen wird uns nicht schwerfallen, wenn wir uns das Leben am Berg vor dem Strassenbau vergegenwärtigen: das unablässige Auf- und Niedersteigen im Rhythmus des Jahreslaufes, von den Wohnstätten am Berg hinunter zum Acker in der Rheinebene und hinauf über die Güter, Streuerieter und Maienberge bis hinein in die Hochalpen, in ewigem Wechsel. Ständig waren dabei Güter zu befördern, Produkte, Materialien, Tiere, Hausrat, Futterwaren, Baumaterial und Brennholz – auf- und niederwärts, kreuz und quer über den Berg! Wie aber hätte dies anders geschehen können als auf dem eigenen Rücken[3], auf Karren oder Schlitten, mit oder ohne Hilfe von Zugtieren!

Wir wollen hier einigen der dabei zur Anwendung kommenden Techniken und Transportmittel, aber insbesondere der nur zu oft schonungslos eingesetzten menschlichen und tierischen Arbeitskraft ein verdientes kleines Denkmal setzen. Am besten geschieht dies wohl durch einfache Schilderung der betreffenden Tatbestände, wobei Auswahl und Gliederung der einzelnen Themen hier nicht einer strengen Systematik folgen. Dass der Humor in der Strenge des Alltags keineswegs zu kurz kam, dafür mögen die da und dort eingestreuten Anekdoten Zeugnis ablegen.

Wie weit weg ist das alles schon für die meisten unter uns. Und doch trennt uns noch kein Jahrhundert von der Welt, in der dies alles völlig selbstverständlich war. Wir werden gut tun daran, das Gedenken an diese Seiten des Lebens wachzuhalten. H. S.

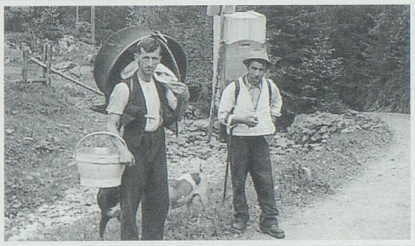


Abb. 2. Zwei Älpler auf dem Weg nach Ischlawiz rasten auf der Höhi (Voralp). Es sind «dr Stutzis Tiis» (*1919), mit Rahmeimer, Rucksack und Chessi, sowie «dr Briide Hännis» (Hans Lippuner) mit Reff, darauf Gewandkiste und Schaufel («Huttlechischte» und «Plutterschuu"fle»). Die Aufnahme entstand in den vierziger Jahren. Bild bei Mathias Vetsch, Obergatter, Grabs.

1 Um Sieg oder Niederlage ging es bei den herkömmlichen Arten des Kräftemessens unter den Burschen, wie «Hòòsęlùpfę» (Schwingen), «Hööglę» (Fingerhakeln), «Fúú"schtschtóęsę» (Fauststossen über den Tisch hinweg) und anderen.

2 Der Sennenstolz wollte es zum Beispiel, dass der kurze Ärmel des Sennenhemdes sich möglichst straff um den Bizeps des Oberarms legte und so dessen schwellende Umrisse besonders vorteilhaft zur Geltung kamen.

3 «Sie [die Träger von Lasten] haben auf diesen mühevollen Wegen gewöhnlich bestimmte Stellen (grosse Steine oder eine alte Mauer), wo sie ausruhen, und es ist manchmal ergötzlich und Mitleid erregend zugleich, zu sehen, wie Einer, der eine solche Station wieder glücklich erreicht und die Bürde keuchend abgeworfen hat, seinen Kopf noch längere Zeit nicht in die natürliche Lage bringen kann, sondern denselben in jener Richtung verharren lassen muss, die ihm von der schweren und unförmlichen Bürde auf dem zurückgelegten Wege mit Nachdruck vorgezeichnet wurde. Die Lasten, die auf diese Weise von einer Person die steilsten Bergwege hinaufgetragen werden, sind aber auch enorm; sie betragen gar oft 2 bis 3 Zentner: die Gewohnheit von frühester Jugend an hat die Körperkräfte so gestählt.» (Hugger 1964, S. 123, zitiert nach Senn).

Das «Reff»

Das «Reff»[4] ist ein Rückentraggestell. Fast gänzlich aus Holz gefertigt, bestand es aus einer hölzernen Tafel mit Rahmen und Füllungen, welche dem Träger am Rücken anlag und ihm von der Hüfte bis zum Hinterkopf reichte. In der Breite entsprach es etwa den Schultern des Mannes. Auf der Hinterseite dieses Rückenbrettes war im unteren Viertel ein Querbrett angebracht. Zum Einhängen der eisernen Haken der Ledertragriemen («Tòòⁿsęréęmę») war ein querliegendes Eisenband eingelassen, damit die Riemenhaken das weichere Holz nicht beschädigen konnten. Die Riemen konnten in der Länge mittels der unteren eisernen Einhängehaken, die mit Dornen versehen waren, der Körpergrösse des Trägers angepasst werden. Das Reff war zum Tragen von ganz unterschiedlichen Materialien geeignet. Auf dem nach rückwärts schauenden, aufklappbaren Abstellbrett wurde die Last aufgelegt und mit der immer am Reff befindlichen, besonders starken «Rèffschnúęr» an den seitlichen Holz- oder Metallknöpfen festgebunden.

Abb. 3. Das Reff eignet sich gut zum Tragen sperriger Gegenstände. Hier «dr Bächli Trees» (*1913), aufgewachsen als Pflegesohn beim «Bächli Sämi», Grabserberg. Trees war Senn in Gamperfin; für die Obersässzeit «gruschtete» er nach Sellamatt. Auf seinem Reff fanden Platz: der Rahmeimer, der Melkkessel, das Milchsieb, die Laterne und der Schirm; weiteres wird er in den Hohlräumen verstaut haben. Gut sichtbar sind auch das Tragbrett des Reffs, die Knöpfe und die starke Schnur, mit der die Ladung gebunden wird. Bild bei Ulrich Sprecher, Müselun, Grabserberg.

Obwohl das Reff streng genommen nicht als Mass gelten kann, sprach man doch bei verschiedenen Transportgütern von einer «Rèffęte». So etwa von einer wackeren «Rèffęte Chääs», was bedeutete, dass es sich um mindestens sechs Sauerkäse handelte. Hiess es aber «ę Rèffętli», so war sicher, dass das Reff nur halb oder noch weniger beladen war. So holten etwa nur die hablicheren Bauern eine «Rèffęte Schmaaⁿlz» von der Alp; die kleineren mussten sich mit einem «Rèffętli» bescheiden.

Vor allem dort, wo es nur Fusswege gab und kein anderes Transportmittel zur Verfügung stand, wurde das Reff benützt. Von Voralpen auf die Hochalpen «ggruschtete»[5] man damit das ganze Mobiliar einer Alphütte: Brenten[6], «Onggęchüübl» (Butterfass), Salz für das Vieh, Saumehl[7], Milchzentrifuge, Lebensmittel, Bekleidung und Bettzeug für den Senn und vieles mehr. Auch das Fleisch notgeschlachteter Tiere wurde mit dem Reff von den Alpen geholt. Dadurch, dass die Haken der Riemen oben wie unten nur eingehängt und nicht etwa fest montiert waren, war auch dafür gesorgt, dass bei einem allfälligen Sturz in steilem, gefährlichem Gelände das Reff mit seiner Last den Träger nicht mit in die Tiefe riss, sondern die Riemen bei übermässig schräger oder gar horizontaler Lage des Reffs aushängten und so den Träger befreiten.

Meines Wissens gab es nur eine Einheitsgrösse beim Reff, abgesehen natürlich vom «Búębę-Rèfflì», das zur Angewöhnung an das Tragen «an den Riemen» für Buben gut geeignet war. Wenn ein Unerwachsener kein «Búębę-Rèfflì» besass, so nahm er eben ein «Mòònę-Rèff»; und damit es ihm nicht bis auf die Waden reichte, kreuzte er einfach die Riemen über der Brust.

Heute hängt noch da und dort ein kleineres oder grösseres Reff zur Dekoration an der Wand mit einem Blumenschmuck auf dem Tragbrettchen. Als Traggerät hat es praktisch keine Bedeutung mehr.

Die «Chrääze»

Sie war ein aus Weiden geflochtener, nach oben weiterer, in der Form dem menschlichen Rücken angepasster Rückentragkorb mit fest montierten, nicht verstellbaren

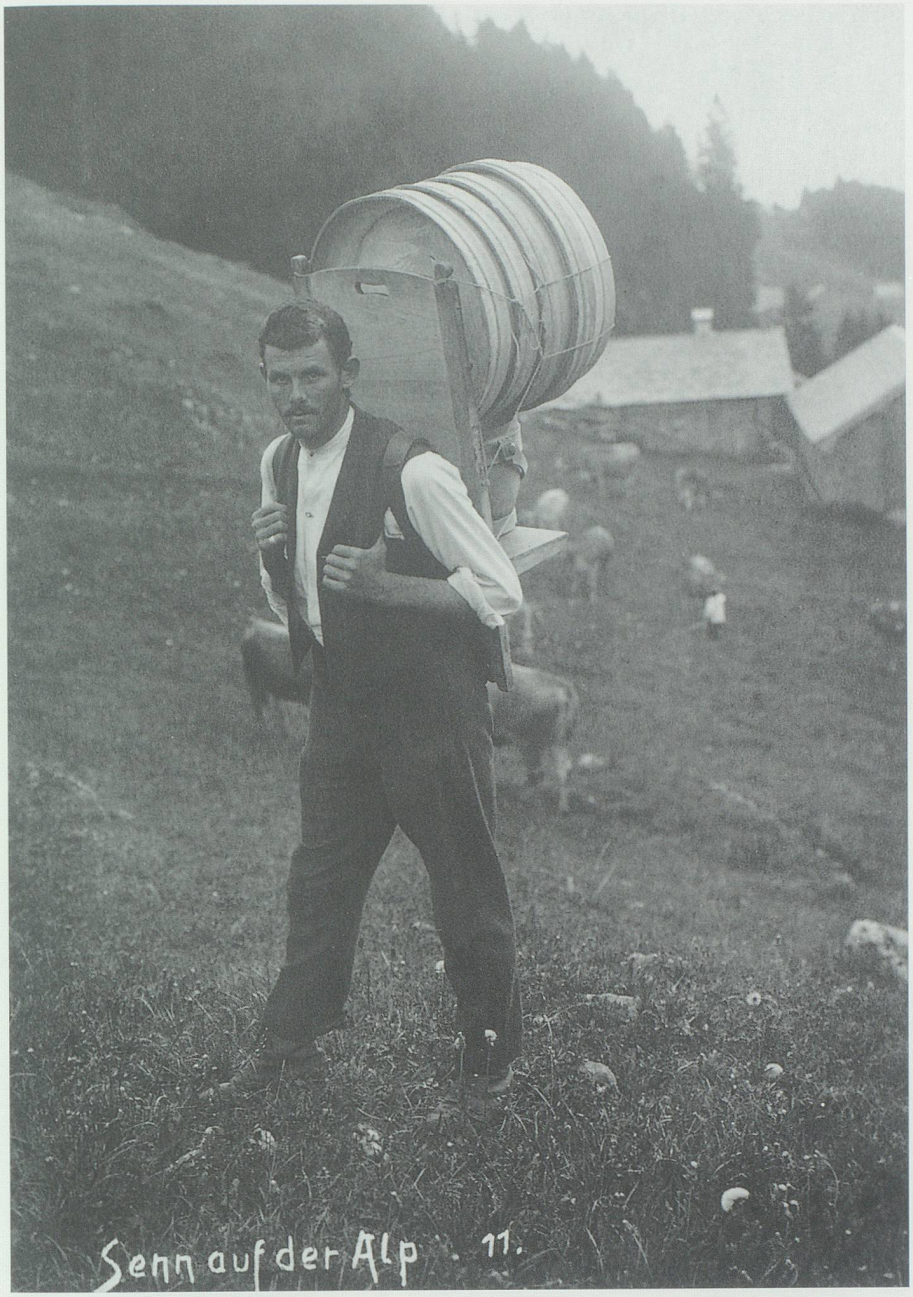


Abb. 4. Ein stattlicher Älpler auf der Höhi (Voralp). Es ist Ulrich Gantenbein, Sandbühel (1901–1977), der «Sandbüheler». Auf dem Reff trägt er den Rahmeimer und vier Brenten. Die Aufnahme entstand in den zwanziger Jahren. Bild bei Mathias Vetsch, Obergatter, Grabs.

Tragriemen. Sie war bei uns nicht so stark verbreitet wie in verschiedenen anderen Gegenden (etwa Wallis oder Tessin), wo fast alles – Lebensmittel für Mensch und Tier, Heu, Mist, Brennholz und vieles mehr – damit transportiert wurde. Am Grabserberg etwa wurde die «Chrääzę» praktisch nicht benützt.

Dennoch ist bei uns die Erinnerung an sie wach und hat gar etwas Romantisches. Wir sahen sie nur dann, wenn «dr Wùùrschtì» oder «dr Chúęchnì», nämlich die Ausläufer der Metzgerei und der Bäckerei, zu Fuss vom Dorf heraufkommend im Haus oder sogar am Maienberg auftauchten. Dann standen die Aussichten gut, dass zwischendurch wieder einmal etwas Süsses oder ein «Räädli» Wurst auf den Tisch kam. Unvergesslich bleiben das Knistern des Weidengeflechts und der Duft frischen Fleisches oder feinen Gebäcks, wenn «s Chèmmìfèègrsch Tréés» jeweils seine Schüblig hervorkramte oder «dr Vóóglggsòng Hòns» ein wunderschönes (damals noch nicht vakuumverpacktes) *Cake*-Stölleli mit weissem Zuckerguss anbot.

Auch die «Chrääzę» ist heute mehr Dekorations- oder Museumsstück als Transportmittel.

Abb. 5. «Dr Vóóglgsòng Hòns». Bild bei Hans Stricker, Leversberg, Grabs.

«Dr Vóóglggsòng Hòns» war viele Jahre Ausläufer für eine Bäckerei. Er belud mehrmals wöchentlich seine «Chrääzę» randvoll mit Süssem und verhausierte die Ware am ganzen Grabserberg. Es kam nicht selten vor, dass er abends um acht noch an den Maienbergen auftauchte und dort die letzten Feinheiten an den Mann brachte. Wenn er dann leer hatte, verkürzte er dem einen oder anderen Bauern am Maienberg den Abend mit einem Jass, der manchmal bis tief in die Nacht dauerte. Dann kroch er aufs Heu und schlief ein paar Stunden, um sich danach in aller Frühe wieder auf den Rückweg zu seinem Haus im Vogelgsang und anschliessend in die Bäckerei im Dorf zu machen. Hans war nicht nur seiner mitgebrachten Süssigkeiten wegen wohlgelitten. Er war zeit seines Lebens ein überaus friedliebender, freundlicher Mensch und bleibt daher allen, die ihn kannten, in guter Erinnerung.

4 Zu Wort und Sache vgl. ausführlich Id. 6, 644 ff.

5 *Ggrùschte(n)* bedeutet 'stöbern, hantieren', hier insbesondere aber auch 'zügeln', wobei im Normalfall der saisonale Wechsel des Wohnsitzes (Heimet–Maienberg–Alp bzw. Untersäss–Obersäss) gemeint ist. Das bei uns sehr lebendige Wort ist abgeleitet von *Ggrùscht* 'alles, was zur Kleidung gehört; Ausrüstung; was, aus mehreren Stücken bestehend, ein zu bestimmtem Gebrauch dienliches Ganzes ausmacht; Garnitur; Zutat, Zubehör' (Id. 6, 1528 f.; bzw. 1531).

6 *Brenten* sind flache, runde Milchgefässe aus Holz zum Aufstellen der Milch im Keller.

7 Als Saumehl bezeichnet man das Mehl,welches als Zusatz zur Schotte für das Schweinefutter dient.

Abb. 6. «S Chèmmifèègrsch Tréés». Bild bei Barth. Eggenberger, Unterer Erlenweg, Grabs.

«Dr Wùùrschtì» war bekannt für seinen Hang zum geistigen Trank. So konnte es sich ergeben, dass er auf seinen Botengängen dem von den Bauern angebotenen Most oder Gebrannten allzusehr zusprach, so dass er bei den letzten Kunden Mühe hatte, geradezustehen, das Fleisch hervorzukramen oder gar etwa noch ein Nötli wechseln zu können. In diesem Stadium hatte er die Angewohnheit, mit seinen Kunden nur noch schriftdeutsch zu reden, was uns als Kinder immer belustigte.
Der Weg vom Grabserberg bis ins Dorf wurde für ihn dann manchmal lang und beschwerlich. Dies gab bis zur Glocke oder zur Rose wieder Durst, und er soll manchmal noch um Mitternacht mit der «Chrääze» im Dorf unterwegs gewesen sein.
Als er an einem Ort die «Chrääze» abgestellt hatte und die Frau ihre zwei Paar Stumpen bestellt hatte, meinte er rücksichtsvoll: «Nimms gad sèlbr ússę; ì hòò^{n} gad nò^{n} ggsäicht dò jénn!»
«Lass gut sein» war eine von ihm häufig (natürlich auf hochdeutsch) gebrauchte gutmütige Wendung; deshalb haftete ihm dieser Ausdruck auch als Übername an.

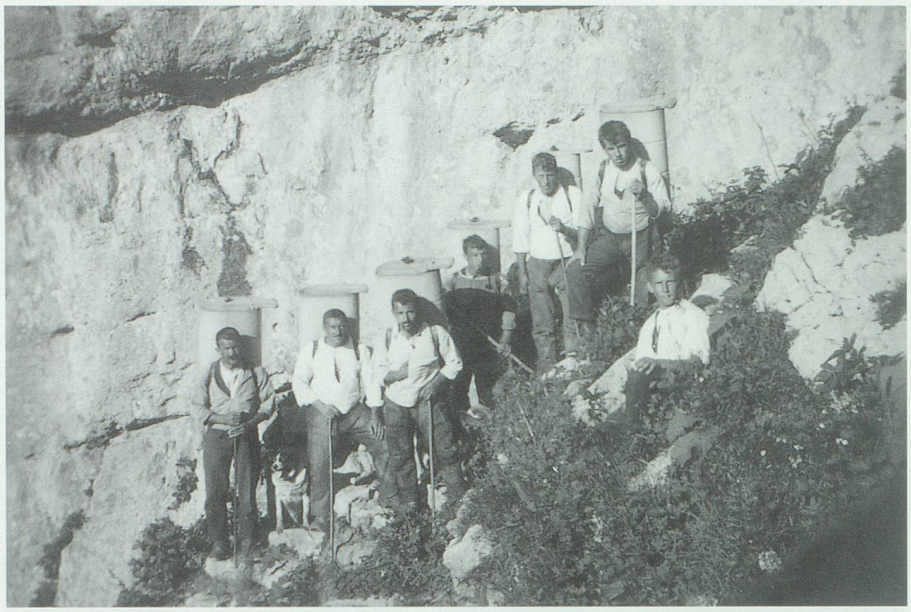


Abb. 7. Nach dem Melken auf Gerschella (Ischlawizer Obersäss) am Chrischteschnüerli (zwischen Gerschella und Obetweid). Fotoaufnahme aus den zwanziger Jahren. Die Männer, mit vollen Tansen, von links: Hans Vetsch (1896–1966), Mafun; Andreas Eggenberger, Sand («dr Sònn Tréés»); unbekannt; unbekannt; Ulrich Vetsch, Dorfengraben («s Chüefersch Ueli»); Bartholome Forrer, Hugenbühl; unbekannt. Bild bei Mathias Vetsch, Obergatter, Grabs.

Die Holztanse

Als Tanse (bei uns «Tòò^{n}sę») bezeichnet man ein vom Weissküfer hergestelltes hölzernes Rückentraggefäss für flüssige Stoffe[8]. Es gab die Milchtanse mit dem Deckel aus Holz («Lìid») sowie die Most- oder Schottentanse mit fest eingelassenem Deckel, dessen zwei Öffnungen mit einem kleineren runden und einem grösseren halbrunden Zapfen verschlossen wurden. Die Mosttanse unterschied sich in Form, Grösse und Holzart von der Milchtanse.
Letztere hatte in der ganzen Höhe die gleiche Weite und war im Querschnitt oval («nierenförmig»). Die Dauben wurden von dünnen, aber breiten hölzernen Reifen zusammengehalten. Für das Einhängen und Verstellen der Tragriemen gilt dasselbe wie für das Reff.
Im Berggebiet war die Milchtanse in verschiedenen Grössen überall und täglich in Gebrauch.
Es gab den imposanten «Vierreif»; dieser war so hoch, dass er von vieren der breiten hölzernen Reifen zusammengehalten wurde. Etwas kleiner und üblicher war der «Dreireif».
Mit der Tanse wurde die Milch über kurze, aber auch über lange Strecken getragen. Hatte der Küfer nicht sehr exakt gearbeitet, so konnte es geschehen, dass das «Lìid» nicht dicht schloss und man bei gefüllter Tanse mit jedem zweiten Schritt einen Spritzer des weissen Saftes ins Genick bekam. So wurde als Notbehelf etwa mit einem (sauberen?) Nastuch oder auch mit «Plutzenblättern» abgedichtet.
Und heute? Heute ist die gute alte Holztanse zum Schirmständer oder zum Dekorationsstück degradiert.

Abb. 8. Johannes Schlegel-Beusch (1883–1968), Leversberg («s Büelersch Hans»), trägt Wasser für das Vieh vom Bach zum Maienbergstall am Flammer, Grabserberg, da dort zurzeit kein Wasser läuft. Es ist im Winter 1938/39; er benützt dazu die Schottentanse (Siegeltanse). Bild bei Familie Schlegel, Leversberg, Grabs.

Legendär sind die Geschichten von den Milchträgern in den Alpen, wo die Milch bei jedem Wetter von oft stundenweit entfernten Weiden zur Sennhütte getragen werden musste. Da soll es Kerle gegeben haben, die für sich besonders grosse Tansen – es war von 60 bis 70 Litern Inhalt die Rede – anfertigen liessen, welche leer schon einen halben Zentner wogen. Diese Ungetüme, natürlich gefüllt, wollen solche Kraftmenschen dann über weite Strecken getragen haben, auf steilen, steinigen und schmalen Wegen – wenn möglich noch barfuss und ohne die Last einmal abzustellen.
Auch die «Gäismèlchǫr», schulpflichtige Knaben, trugen aus den weit entfernten Alpen jeden Morgen die Geissmilch in der kleinen Milchtanse ins Dorf, ehe sie zur Schule mussten. Auch zu dieser für Schulbuben sicher strengen Tätigkeit kursierten Übertreibungen und regelrechte Räubergeschichten[9].

Der «Träägpüntl»

Ein mit Heu oder Streue etwa zur Hälfte gefüllter Jutesack wurde auf halber Höhe mit einer Schnur zugebunden. Der leergebliebene Teil wurde zu einer Schlaufe gedreht und am gefüllten Teil ebenfalls festgebunden. Die Schlaufe musste so gross sein, dass sie um die Stirn gelegt werden konnte. So kam der gefüllte weiche Teil über die Schultern zu liegen und schützte diese sowie den Hinterkopf vor kantigen Lasten.
Mit dem «Träägpüntl» wurden vor allem schwere, unbequeme Lasten getragen, die sich nicht gut auf ein Reff binden liessen. Dies waren etwa Zementröhren, Holz- oder Metallkisten, grössere Drahtrollen, Bau-, Zaun- und Brennholz, Schindeln, in Säcke abgefüllter Sand und Kies für Bauzwecke und ähnliches.

Der «Hööpüntl»

Das Heutragen war im Berggebiet bis weit in unser Jahrhundert herein – Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre – eine Selbstverständlichkeit.

Abb. 10. Ein hochsommerlicher Morgen des Jahres 1967 in Ischlawiz. Die Sennen Hans Zogg (1940–1991), «s Hännise Häns», und Ueli Gantenbein (*1941), «dr Hof Üeli», begeben sich mit ihren neuzeitlichen Metalltansen auf die Obersässweiden zum Melken. Vor dreissig Jahren wurden in dieser Alp noch die höchsten Weiden (wie Ritscha und Gerschella) mit Kühen bestossen. Im Hintergrund «Tresterchlben» und Rosenboden. Bild: Hans Stricker, Leversberg, Grabs.

Abb. 9. Andreas Spitz (1908–1988), Studnerberg, genannt «dr Spitz uf Grist», Bauer und Senn auf Bützen, Gampernei. Er hat auf dem Cher gemolken und kehrt nun mit seinem «Vierreif» in die Hütte zurück. Aufnahme von etwa 1974. Bild bei Anna und Peter Lippuner-Spitz, Untergatter, Grabs.

War das liegende Heu dürr, wurde es zuerst zu «Zatten», dicken, auf- und abwärts liegenden Heuschwaden, zusammengerecht. Zwischen diesen wurde das hänfene Heuseil «gespreitet». Das heisst, die hölzerne «Schpóǫr»[10] wurde mit der Spitze in die Erde gestossen. Das daran befestigte, doppelt geführte Seil wurde dann mit beiden Teilen nebeneinander ausgelegt, immer so, «wie das Wasser läuft» (also von der «Schpóǫr» abwärts gerichtet). Auf dieses Seil wurden nun die «Höö-Ärfl», also die aus den «Zatten» kunstgerecht zusammengenommenen armvollen Wische Heu, gelegt – einer nach dem andern, bis der «Püntl» gross und schwer genug war. Das Herrichten («Anfassen») dieser «Ärfl» geschah mit dem Handrechen und wollte geübt sein. Wenn diese Portionen nicht fest und dicht («phaab») gemacht waren, liess sich der «Püntl» weder richtig binden noch

8 Vgl. zu Sache und Wort ausführlich Id. 13, 722–737.

9 Siehe Schäpper 1989.

10 *Schpóǫr* heisst das aus einer Astgabel geschnittene Verschlagholz.

Man erzählte in Grabs, dass im Länggli, der Alp mit dem beschwerlichen Zugang südlich hoch über dem Voralpsee, einmal ein Alpschopf oder Alpzimmer neu erstellt wurde. Zu diesem Zweck musste natürlich sämtliches Baumaterial über einige hundert Höhenmeter hochgetragen werden: das abgebundene Bauholz, Schindeln, Nägel, Sand, Werkgeschirr usw. Es wurden Träger eingestellt, kräftige Burschen, welche nun während längerer Zeit – vielleicht zwei bis drei Wochen – ihrer mühseligen Arbeit nachgingen.
Unter ihnen war auch «s Änderscḥ Flürgg». Als alles an Ort und Stelle war und die Männer den Trägerlohn empfangen hatten, liess sich «Flüüri» im Wirtshaus förmlich nieder und vertat das Geld nacheinander wieder. Auf die Frage hin, ob er nun wirklich die sauer verdienten Batzen derart durchbringen wolle, soll er geantwortet haben: «Jää, ríng íę^{n}, ríng ússì!»

tragen. Das «Anfassen» besorgten meist die Frauen, das kräftezehrende «Trääge» die Männer. Auch die Knaben wurden schon früh ins Heutragen eingeführt – zunächst natürlich nur mit einem Bruchteil der Menge, die ein Erwachsener bewältigte, und nur mit einer Hanfschnur gebunden.
War nun genug geladen («gglaade»), wurde gebunden. Die beiden Seilenden wurden von unten über die Mitte der aufeinandergeschichteten «Höö-Ärfl» hochgenommen, die «Schpóęr» wurde auf der Bergseite des «Püntl» aus der Erde gezogen, im Seil eingehängt und dieses hernach von unten her mit aller Kraft zusammengezogen. Wichtig war, beim Binden den «Püntl» nicht «schèlb» (schief, einseitig) zu machen. Die beiden Seile mussten schön in die Mitte des Heus zu liegen kommen und sollten so fest angezogen sein, dass man sie kaum mehr umgreifen konnte.
Nun wurde der «Püntl» eine halbe Drehung bergaufwärts gewälzt und mit der Faust ein «Loch» für den Kopf ins feste Heu zwischen den Seilen geboxt. Der Träger, mit dem Rücken zum Heu, fasste rückwärts mit jeder Hand einen Seilstrang, stemmte sich mit dem Rücken kurz gegen den «Püntl» und zog ihn sogleich mit dosiertem Schwung – genug, um mühelos aufstehen zu können, und nicht zuviel, um nicht mitsamt der Last kopfüber zu fallen – nach vorn. Dabei ging er mit einem Knie zu Boden, drehte sich im richtigen Moment, den Schwung ausnützend, seitlich ab – und schon stand er auf beiden Füssen mit der schweren Last. Nach ein- bis zweimaligem Zurechtschütteln hatte er «den Kopf im Loch». Dies war wichtig: zum einen, um gute Sicht zu haben, und zum andern, um auch mit dem Kopf tragen zu helfen. «Aabzühę!», kommandierte er nun. Das hiess, dass die anwesenden Heuersleute das wenige seitwärts noch locker herabhängende Heu von Hand abzustreifen hatten, damit er dieses auf dem Weg zum Stall nicht verlor.
Überall wurden «Pünteli» getragen. Auf dem Heimet, am Maienberg – aber auch der Ertrag weit abgelegener Streuerieter und Magerwiesen («Fuętęr» oder «Rüüchì») wurde teils auf diese Weise heimgebracht. Auf vielen Alpen wurde an gefähr-

Abb. 11. «Früh übt sich, was ein Meister werden will»: der dreijährige Burkhard Schlegel (*1941) macht seine ersten Erfahrungen als «Püntlträger». Bild bei Familie David Schlegel, Schalmenlitten, Grabserberg.

Zwei Anekdoten, die sich die Heuer schadenfroh erzählten

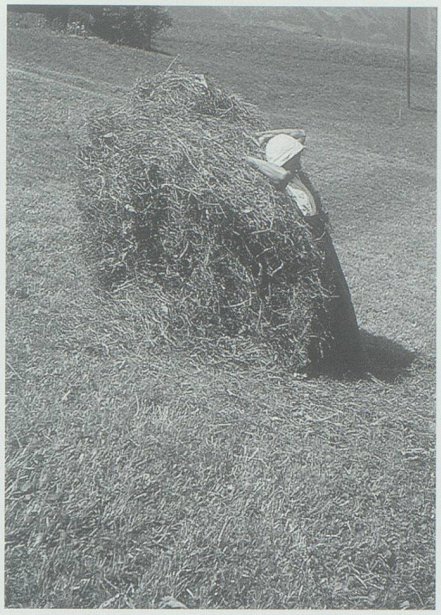
Ein strammer, sporttreibender Bursche aus dem Dorf ging zu einer jungen Bauerntochter vom Grabserberg «zur Stùùbętì». Er war nicht Bauer von Beruf und daher beim zukünftigen «Schwìęgrättì» nicht allzu willkommen. Diesem Nachteil versuchte er beizukommen und anerbot sich, an seinem freien Tag beim Heuen zu helfen. Um ganz gut dazustehen, wollte er auch Heu tragen. Als ihm der Vater seines «Schatzes» den «Püntl» vorbereitet hatte, machte er sich ans Aufstehen; schliesslich hatte er ja vorher aufmerksam zugesehen. Er stemmte den Rücken richtig gegen das Heu, nahm dann aber einen derart grossen Anlauf, dass er mitsamt dem «Püntl» bergab kollerte und erst auf etwas flacherem Gelände zum Stillstand kam. Danach habe er beim Heuen nie mehr mitgeholfen – die Tochter aber dennoch geheiratet.
Ein anderer Heuer, ein junger Bergbauer, war immer darauf aus, allen zu zeigen, mit welch überaus grosser körperlicher Kraft er gesegnet sei. Seine Eltern und sein Onkel besassen in grösserer Entfernung vom Maienberg ein Streuerietli. Es habe darauf, so wurde erzählt, immer vier bis fünf «Pünteli» Ertrag gegeben. Bei weiterer Entfernung wurden die «Püntl» natürlich kleiner und damit leichter gefertigt, als wenn sich der Stall in der Nähe befunden hätte. Der junge Aufschneider erklärte nun, die Rietlistreue trage er heuer mit zwei Pünteln weg. Die Alten hätten halt nie die Kraft gehabt, so zu tragen wie er. Also fing er an, «anzufassen». Er lud soviel, dass das Heuseil zu kurz war und er dieses mit einem Strick verlängern musste. Augenzeugen berichteten, er sei mit dem Riesending tatsächlich aufgestanden und habe sich auf den langen Weg gemacht. Es habe ausgesehen, als hätte er ein Streueschöpfli aufgeladen. Auf halber Strecke, bei einem Maienberg, habe er allerdings das Fuder abgeworfen und sich über zwei Stunden ausgeruht. Danach habe er die zweite Hälfte des Weges hinter sich gebracht – und sei in jenem Herbst im Streueriet nicht mehr gesehen worden. Den Rest der Streue hätten dann wieder die Alten geholt und seien damit in der halben Zeit, die der Junge benötigt hatte, fertig geworden.

Viel belacht wurden auch absichtliche drastische Übertreibungen wie die folgende:
Es ging gegen Herbst zu. «S Oò^{n}schę» waren noch am Heuen «ęm Bèrg jómm» (an ihrem Maienberg hoch oben am Grabserberg). «Dr aalt Oò^{n}sch» meinte schalkhaft, «dò héęgęn sì vù Frümsęn úę prìchtęt, ęr brúúchì jétz dęn númmę dęrg gróęs Püntl z nìì^{n} – sì héęgęn dr gònz Taag Schattę dò júnn!»

lichsten Steillagen zwischen Felsen und Abgründen Wildheu gewonnen («ggwìldhöjęt»), damit bei Schneewetter Notvorrat vorhanden war.

Dies alles ergab grosse Routine, und so mochte das ganze von aussen als das Einfachste der Welt aussehen, was es freilich nicht war: hatte man schlecht oder zuviel geladen, konnte man hundemüde werden, bis man endlich zuoberst auf der Heuleiter stand und die Last in den Heustall fallen lassen konnte. Wohl jeder Träger hat sein Lehrgeld zahlen müssen, indem er den «Püntl» ein zweites Mal «anfassen» musste, weil er zuvor nicht richtig geladen oder gebunden hatte und ihm daher «dr Püntl ùsęm Säìl» ging.

In den frühen fünfziger Jahren kamen dann im Berggebiet die Motormähmaschinen auf. Damit war der erste Schritt zu einer tiefgreifenden Wandlung auch beim Bergheuen getan. Nach der Einführung des Motormähers wurde das Heu nur noch wenige Jahre auf dem Rücken eingetragen. Bald wurde der Mäher weiterentwickelt, das heisst, mit stärkerem Motor und einem angetriebenen Anhänger, dem «Zapfwelli», versehen. Diese Maschinen waren recht gut auch in steilen Lagen einzusetzen und wurden fast von jedem Bergbauer angeschafft. Von nun an wurde das Heu auf die Anhänger verladen, zum Stall geführt und dort mit den ebenfalls neuen Heugebläsen auf den Heustock befördert.



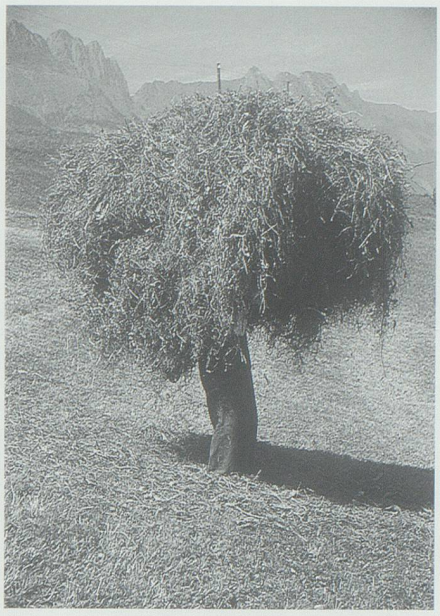


Abb. 12 (a, b). So wird der «Püntl» aufgeladen: mit dem Rücken zum Heu, mit beiden Fäusten die Seilstränge gepackt (Bild a) – und auf den Nacken damit, indem sich der Träger blitzschnell auf ein Knie niederlässt, um, den Schwung ausnützend, sogleich wieder auf die Beine zu kommen. – Soeben ist er aufgestanden, noch liegt ihm die Last aber zu tief auf dem Rücken (Bild b); jetzt folgt das Hochschütteln («Uihoschle»), bis der Kopf die Vertiefung im Heu gefunden hat. Dann muss ihm jemand, bevor er sich auf den Weg macht, das seitlich herabhängende lose Heu abstreifen («Aabzühe»). Der Heuträger ist Paul Stricker-Lippuner, Forst. Bilder ca. 1965: Hans Stricker, Leversberg, Grabs.

Damit nahm das seit unvordenklicher Zeit ausgeübte Heutragen ein recht plötzliches Ende, und eigentlich trauert dieser mühsamen Arbeit auch kein Bauer nach. Dennoch: es war ein Handwerk, das verstanden sein wollte, und es ist wie unzählige andere in unserem Jahrhundert wohl für immer von Maschinen und Mechanik abgelöst worden. Der in den sechziger Jahren hochmoderne «Zapfwelli» der bekannteren Marken (Rapid, Irus, Motrac, Bucher usw.) ist heute längst ein «Oldtimer». Seit Jahren sind überall die «Transporter» an ihre Stelle getreten, die mittels eingebauter Ladegeräte das Heu mechanisch auf- und abladen.

So ist das «Säilschpräitę» und «Ärfl òòⁿfassę» innert weniger Jahrzehnte fast gänzlich in Vergessenheit geraten.

Abb. 13. Heu eintragen am Maienberg Flammer, Grabserberg, im Juli 1954. Die «Püntl» sind gebunden und «überträelt»; gleich werden sie aufgeladen. Vorn Andreas Stricker-Gantenbein (1900–1978), «dr Oòⁿsch», oben sein Sohn Hans (*1937). Siehe auch unten Abb. 18. Bild bei Mathäus Stricker-Eggenberger, Buchs.

Die «Mìinì»

Als «Mìinì»[11] wurde ein Jochgespann bezeichnet, wo als Zugtiere Rinder, Kühe, Ochsen oder Stiere eingesetzt wurden und

11 Die Ausdrücke *Mìini* 'Jochgespann' und *mènne(n)* 'mit dem Jochgespann fahren' stammen als sogenannte Reliktwörter aus dem Altromanischen unserer Gegend (vgl. surselvisch *menar* 'führen', woraus *menadira* 'Gespann'), wie auch die Sache selbst sich bis ins Altertum zurückverfolgen lässt. Der Grabserberg, aber auch Flums-Kleinberg und Sevelerberg, gehörten zusammen mit der östlichen Hälfte Graubündens, dem oberen Veltlin sowie Teilen Nord- und Südtirols zu den klassischen Hornjochzonen (vgl. Mörgeli 1940). Siehe auch Hugger 1964, S. 132 f.

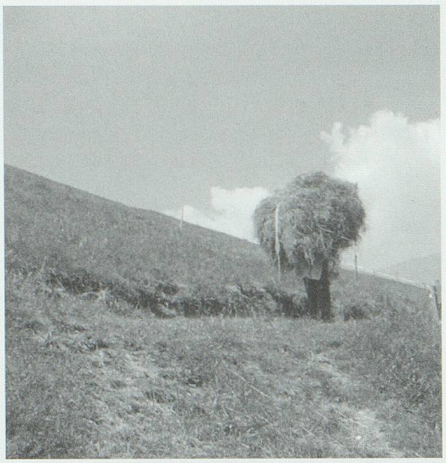


Abb. 14. So sieht der Heuträger von hinten aus: vom «Püntl» herab hängt das an der «Schpoer» lose aufgehaspelte überflüssige Seilstück. Ganz Eilige sollen dann und wann, um die Zeit des Aufwickelns einzusparen, das Seil gleich hinter sich hergezogen haben! Im Bild Peter Lippuner auf Anggalrina, im August 1990. Dort werden noch jetzt rund 30 bis 40 «Püntl» eingetragen, wo es für die Maschinen zu steil ist. Bild bei Peter Lippuner, Untergatter, Grabs.

als Gefährt entweder die «Bínnę» (Benne) oder der «Mennschlitten» (siehe unten). Es gab die «Äi^{n}fachmìinì» mit einem Zugtier und die «Tòplmìinì» mit deren zwei. Vor dem Einspannen (man nannte dies «t Mìinì wèttę») wurde den Tieren das Joch auf den Kopf gelegt, je nachdem das einfache oder das Doppeljoch. Ein weiches «Jòch-Chüssì» oder ein «Taarę̨sagg» sorgten für die nötige Polsterung. Mit den «Hornréę̨mę», starken Lederriemen, wurde das Joch nach einem festgelegten Vorgehen mittels straffer Windungen um die Hörner am Kopf des Tieres befestigt. Beim Doppeljoch[12] wurde die Deichsel in eine an der Mitte des Joches eingelegte Lederschlaufe gelegt, die sogenannte «Oblääzę»[13]. Vor und hinter der Schlaufe staken in der Deichsel zwei kurze Pflöcke oder Nägel. Über diesen Riemen wurde nun die Kraft des ziehenden oder zurückhaltenden Tieres von Kopf und Joch auf die Deichsel und damit auf das Gefährt übertragen. Dabei diente der vordere Pflock nun zum Ziehen, während der hintere beim Zurückhalten zum Einsatz kam.

Mit einer guten, gelernten «Mìinì» konnten durchaus gute Transportleistungen erzielt werden. Zum «Mennen» wurden am Berg vorzugsweise zwei- bis dreijährige Rinder oder aber junge Kühe genommen. Trächtige Tiere kamen nicht zum Einsatz. So musste die harte Tätigkeit immer wieder neuen Tieren beigebracht werden. Dies hiess «ę̨ Mìinì léę̨rę̨» und war allgemein als mühsames Geschäft bekannt, für das sich nicht jeder eignete. Wenn die Rinder zum ersten Mal «ggwèttę̨t» (also ins Joch genommen) wurden, war das für sie neu und unbequem. Sie wehrten sich, je nach dem Charakter des einzelnen Tieres, mehr oder weniger wild und heftig. Während der ersten Stunden bedurfte es oft der Kräfte zweier Männer, um die Rinder zu zwingen und ihnen beizubringen, wie sie am Joch zu ziehen hatten. Bei dieser Arbeit herrschte dann angespannte Stimmung, und es konnte schon vorkommen, dass unschöne Worte fielen und die unschuldigen Tiere auch Schläge erhielten. Gelegentlich endete die Sache auch so, dass Wille und Kraft des Tieres stärker waren als die des Bauern und dass letzterer sein Vorhaben, das Tier «mennen» zu lehren, aufgeben musste.

Nach dem Aufkommen der Einachstraktoren und später der Transporter verschwand die uralte Tätigkeit recht rasch. Mensch und Tier fiel es bestimmt nicht schwer, diesen «Chrampf» aufzugeben.

Die «Binne»

Was zur Winterszeit, wenn Schnee lag, der «Mènn-» oder Rossschlitten war, war in den übrigen Jahreszeiten die «Bínnę», anderwärts «Benne» genannt. Es handelte sich um einen einachsigen Karren mit hölzernen Speichenrädern. Die «Tòplbínnę» war für zwei Zugtiere gebaut und hatte demgemäss in der Mitte eine Deichsel («Bínnęschtòngę»). Die «Äi^{n}fachbínnę» konnte nur mit einem Zugtier (Kuh, Ochse oder Pferd) bespannt werden. Sie hatte beidseits eine Lande; diese wurden ebenfalls «Bínnęschtòngę» genannt.

Auf die Mitte der Achse war ein etwa 1,5 Meter langer Bretterboden mit beidseitigem, etwa 20 Zentimeter hohem Seitenbrett gezimmert. Vorder- und Rückseite waren meist ohne «Aufsatz», und damit konnten auch gewisse längere Lasten verladen werden.

Das Gefährt konnte allerdings nur bei einigermassen gutem Gelände zum Einsatz kommen. Wo es weich und morastig war, wie etwa in Streuerietern oder auch im Schnee, war sie nicht zu gebrauchen, weil sich die schmalen, mit Eisenreifen beschlagenen Räder sofort einschnitten. Da zumindest Achse und Räder beim Wag-

Abb. 15. Der Grabserberg gehörte als nördlichster Ausläufer des ostschweizerischen Alpenraumes zu den archaischen Hornjochgebieten. Die einheimischen Ausdrücke «Miini», «mennen» und «Oblääze» haben sich zusammen mit der ganzen Sachtechnik aus altromanischer bzw. aus vorchristlich-keltischer Zeit erhalten. Hier ein besonders schönes Bild, wie es hierzulande schon seit Jahrzehnten nicht mehr zu sehen ist: Burkhard Sprecher, Salen, mit der «Miini» beim Mistausbringen. Im Hintergrund der obere Gamserberg, darüber die Randkette des Alpsteins. Bild aus Hugger 1964, nach S. 128.

ner gekauft werden mussten, wurde der «Bínnę» entsprechend Sorge getragen. Sie musste nach Gebrauch – zum Beispiel nach dem Ausbringen von Mist oder Gülle – immer gut gewaschen und wieder unter Dach gebracht werden. Dazu wurden die Räder abgenommen; auch diese erfuhren eine gründliche Reinigung und wurden versorgt. Besonderes Augenmerk wurde der Achse und den Radnaben geschenkt; das heisst, es wurde mit Sorgfalt darauf geachtet, dass sie immer gut mit Wagenfett geschmiert waren, damit Eisen- und Holzteile sich nicht abnützten. Die eisernen Einsteckstifte an der Achse, die ein Herausrutschen der Räder verhinderten, wurden «Lùù^{n}» genannt. Die Rundeisen, die – für den Jochzug – in die Deichsel oder die Landen gesteckt wurden, hiessen «Bínnęnaa^{n}gl».

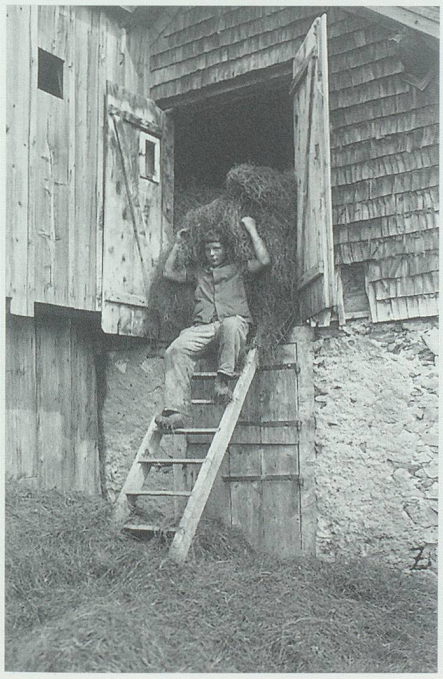
Abb. 17. Gülle führen am Grabserberg um 1940. Ein Stier zieht im Hornjoch die «Güllentrugge» auf einem Handschlitten. Die beiden Schlittenhörner werden mit einem Verbindungsstück, dem Spannwid, in Position gehalten. Vorn Hans Schlegel (*1923). Bild bei Familie Schlegel, Leversberg, Grabs.

Das Saumtier

Saumtiere gab es in Grabs und am Grabserberg nur höchst selten. Nur ganz wenige hielten sich am Berg eigene Pferde oder «Múúlì». Auch in den Alpen, wo sich diese Tiere gut hätten einsetzen lassen, wurden die meisten Materialien von Menschen getragen. In den frühen sechziger Jahren, als die Motorisierung auch in der Berglandwirtschaft schon fortgeschritten war, fand man niemanden mehr, der sich bereit gefunden hätte, Lasten über weite und steile Strecken zu tragen[14]. So setzte etwa die Ortsgemeinde in Alpen ohne Zufahrtmöglichkeit zunehmend Traintruppen ein, wo es galt, Stroh, Baumaterialien oder anderes zu befördern. Auch ein privater Säumer aus Oberriet führte mit seinen zwei Maultieren grössere Warentransporte in unseren Alpen aus.

Dies dauerte allerdings nur einige Jahre. Als die Helikopter als ideales Transportmittel aufkamen, bestand keine Nachfrage mehr nach Säumern.

Abb. 16. Geschafft! Doch der Heustall ist voll, und die Burde geht nicht von selber hinein. Aufnahme zwanziger Jahre, vielleicht Wartau. Bild bei Hansjakob Gabathuler, Buchs, auf einer Postkarte, datiert 30. 7. 1932.



Der Stosskarren

Ein «Schtóęs-Charę» fehlte in keinem Stall und auf keiner Alp. Das Speichenrad war aus Holz und mit Eisen beschlagen. In der zwischen die Holmen eingepassten «Charętrùggę» wurde vorwiegend Mist oder Gülle (es gab für letztere auch den passenden Deckel, das «Lìid») ausgebracht. Das «Charę-Raad» beziehungsweise das Rundeisen zwischen den Holmen, auf dem das Rad lief, musste geschmiert werden, damit es beim Fahren nicht die lästigen Girrtöne von sich gab. (Es kann sein, dass hier der Ausdruck «Schralzcharę» für ein wehleidiges, ständig heulendes Kind seinen Ursprung hat.[15])

Die Bäre

Die «Bäärę» ist mit dem Stosskarren sozusagen nahe verwandt. Auch sie hat ein Rad und zwei Holmen; die letzteren sind aber nicht gerade, sondern in der Mitte nach unten, beziehungsweise gegen Rad und Handgriffe zu nach oben geschwungen. Zwischen den Holmen liegt nun aber nicht eine Kiste, sondern diese sind mit Querleisten, einer Art Rost, verbunden. So kommen Ladefläche und Schwerpunkt recht tief zu liegen. Mit der Bäre wurde etwa grünes Gras zum Stall gebracht (beim Eingrasen), ferner diente sie dem Transport schwererer Lasten wie etwa von Säcken mit Futtermehl oder Kartoffeln, von Steinen, Zement und vielem mehr. Sie war aber nicht so häufig vorhanden und in Gebrauch wie der Stosskarren.

Die mannigfachen Schlitten

Der Hornschlitten

Im Berggebiet wurden Schlitten recht häufig benutzt. Der heute noch – oder wieder

12 Das Doppeljoch wurde älter bei uns auch als *Brííljòch* bezeichnet, was im ersten Glied *Brííl* – romanisches *paregl* 'paarweise' enthält. Vgl. Stricker 1992, 29.

13 Das Wort geht ebenfalls auf das Romanische zurück (in Romanisch Bünden heisst es *amblaz* oder *umblaz*); es ist jedoch keltischen Ursprungs (gallisch *AMBILATIUM, zu *AMBI-LA 'umlegen'; vgl. Mörgeli 1940, § 372).

14 Siehe weiter oben den Abschnitt zum «Träägpüntl».

15 *Schralze(n)* heisst im Werdenbergischen 'laut weinen, heulen'; das Wort enthält die gleiche Wurzel wie deutsch *schrill* (Id. 9, 1618).

Vor Jahren brachte der Schweinehändler Feurer («dr Sóuẹhändlẹr Füürẹr») einem Bauern mit dem Pferdefuhrwerk «ẹ Pärtlì Fäärlì». Es waren ihrer vier im Alter einiger Wochen (ein «Pärtlì» kann etwa vier bis acht oder neun Stück umfassen). Der Händler konnte aber mit dem Fuhrwerk nicht bis ganz zum Maienberg gelangen, sondern nur in dessen Nähe, so weit, wie die Strasse ging. Die Ferkel waren von der Sorte, deren Ohren steil aufstehen (statt zu hängen und die Augen zu verdecken), also sogenannte «Schtùtzóẹrì». Der Bauer fand nun, diese wären viel zu wild, als dass er sie das Stück Weg bis zum Stall vor sich her hätte treiben mögen. So holte er den Stosskarren mit Deckel, bugsierte die vier «Fäärlì» in die Trucke, drückte das «Lìid» darauf und machte sich auf den Weg. Da der Untergrund steinig und holprig war und die Ferkel in ihrer Enge recht wenig Luft bekamen, löste sich das «Lìid» und sprang heraus – und zwei der Ferkel hintennach und fort. Die andern zwei konnte er eben noch halten und wieder zudecken; diese brachte er heil zum Stall.

Es zeigte sich, dass sein Misstrauen gegenüber den «Schtùtzóẹrì» berechtigt war: die zwei Entflohenen waren nämlich spurlos verschwunden. Der Bauer suchte Wälder und Weiden ab, bis die Nacht einbrach. Nach weiteren zwei Tagen des Suchens und Nachfragens bei allen Nachbarn wurde eines der beiden endlich gesichtet und konnte mit grosser List eingefangen werden. Das vierte hatte der Bauer schon aufgegeben. Doch nach einer Woche wurde auch dieses, viele Kilometer weit weg, gesehen. Da es recht erschöpft war, konnte es leichter eingefangen und zu seinen «Gschpäänlì» gebracht werden.

Wahrscheinlich hat der Bauer seinen Stosskarren später nie mehr in gleicher Weise zweckentfremdet.

– am besten bekannte Typ war wohl der Hornschlitten. Heute ist er wieder erstanden als Freizeitgerät in den recht beliebten Hornschlittenrennen.

Früher gab es den beschlagenen und den unbeschlagenen Schlitten: das heisst, die «Böden» (Sohlen) waren für den Winter mit einem Flacheisen beschlagen, weil so

Abb. 18. Ein in verschiedener Hinsicht seltenes Bild: Im Juni 1954 ist die Familie von Andreas Stricker-Gantenbein, Forst, genannt «s Oò^{n}schẹ», damit beschäftigt, am Maienberg Wäseli, auf 1300 m ü. M., südlich vom Turbenriet, Kartoffeln zu pflanzen. Dies geschieht – damals noch selbstverständlich – mit Hilfe der «Miìni», welche von Hans geführt wird. Das vormals riedige Land wurde urbarisiert, indem zwei Jahre Kartoffeln und ein Jahr Hafer angebaut wurden, bevor dann zur Heunutzung übergegangen werden konnte. Auf dem Bild sind zu sehen (von rechts): Andreas Stricker («dr Oò^{n}sch», 1900–1978), Anna Stricker-Gantenbein (1910–1983) mit den Kindern Hans, Kathrina, Andreas, Ulrich, Mathäus. Tochter Anna fotografiert. Siehe auch Abb. 13. Bild bei Mathäus Stricker-Eggenberger, Buchs.

Abb. 19. Auf dem Weg in die Alp. Mathias Vetsch (*1919), «dr Stutzis Tiís», begibt sich mit seiner «Miìni» in die Alp Ischlawiz. Die Aufnahme entstand im Alpweg vor dem «Tüeren» um die Mitte der vierziger Jahre. Bild bei Mathias Vetsch, Obergatter, Grabs.

der Schlitten auf der Schneebahn besser lief und auf hartem, eisigem Untergrund auch besser gesteuert werden konnte. Als Bremse war – nebst den «Triccuni»-Schuhen, die der «Hònnschlittlęr» trug – an einem oder beiden «Horn» eine Eisenkette, der «Ring», eingehängt. Dieser konnte während der Fahrt, wenn es zu schnell ging, «geworfen» werden, so dass er unter die Kufe zu liegen kam.

Der unbeschlagene Schlitten wurde vor allem bei schneefreiem Boden benutzt. So etwa beim «Ströjì schlìttlę» im Herbst, wenn der Weg weit, das Gelände günstig und kein Streueschöpfli zur Einwinterung der Streue vorhanden war. Dann lud man zwei «Püntl» Streue auf den Schlitten und brachte diese so an den Bestimmungsort. Unter diesen Bedingungen war der unbeschlagene Schlitten vorzuziehen, da er weniger gewichtig war und sich auch leichter ziehen und lenken liess.

Der Horn- oder Handschlitten («Hònnschlittę») wurde bei der täglichen Bergbauernarbeit vorwiegend im Winter, wenn Schnee lag, bei unzähligen Gelegenheiten eingesetzt. Mit ihm wurde das Brennholz geholt, Streue, Heu, Stroh, Milch und Milchprodukte wurden befördert, die Schweine in die «Sóuętrùggę» verladen und von einem Ort zum andern oder zum Markt gebracht, «frìsch wòrdnì Chälblì» in ein mit Stroh gepolstertes Streuetuch gepackt und gezügelt, Mist auf die «Mistbretter» gestockt und ausgebracht, mit dem «Güllętrügglì» Jauche ausgeführt («Güllęn úústòę^{n}») und vieles mehr.

Auch die Menschen wurden vielfach – je nach der Lage des Gehöftes – auch bei aperem Boden zu ihrem letzten Gang im Sarg auf einen unbeschlagenen Schlitten gebunden und talwärts geschlittelt, später dann bis zum Leichenwagen an die nächste Strasse gezogen.

Auch das «Hònnschlìttlę» war nicht immer ungefährlich. Namentlich bei grossen Lasten wie etwa Holz oder Mist waren Vorsicht und ein Gespür für das Gefahrvolle notwendig. Manch einer bezahlte mit Knochenbrüchen, wenn er seine Kräfte und Fähigkeiten nicht richtig eingeschätzt hatte. Es gab sogar, wenn auch selten, tödliche Unfälle. Vielfach setzte es glücklicherweise nur Holzbrüche und etwa eine Prellung ab.

Abb. 21. Bereit zum Abmarsch: David Schlegel, «s Büelersch Tòòfi» (1880–1955) steht im Leversberg neben den beiden Handschlitten, die nun in das Ried- und Maienberggebiet Rohr hinaufgetragen werden. Von dort soll «Fueter» (Magerheu) herabgeschlittelt werden. An den Schlitten sind die Seile zum Binden der Last befestigt. Bild (Ende der dreissiger Jahre) bei Familie Schlegel, Leversberg, Grabs. Vgl. Abbildung 23.

Abb. 20. Zwischen Lehn und Hönegg. Auch diese Weggefährten sind selten geworden. Ein Mann mit Reff treibt eine Muttersau und sieben «Fäärli» ihrem Bestimmungsort entgegen. Es handelt sich um Mathäus Vetsch, genannt «dr Stäi^{n}aggr Téęb» (1885–1979), wohnhaft in der Schwendi und am Berggut Goli, zuhinterst am Grabserberg. Er war Bauer und Älpler, ein gescheiter, origineller Kopf, hatte sich Kenntnisse in Englisch und Französisch selber beigebracht und las noch im hohen Alter die gehobene Wochenzeitung «Die Weltwoche». Die Bücher versorgte er in seinem Stübli zwischen Fenster und Vorfenster. Mit den örtlichen Behörden lag er oft in Fehde und liess in der Zeitung gegen sie Spottgedichte ergehen, die sehr populär wurden. Bild bei Mathäus Sprecher, Schwendi, Grabserberg.

Der «Mennschlitten»

Dieser war durchwegs stabiler gebaut und dadurch auch schwerer als der Handschlitten. Auch ihn gab es in beschlagener und unbeschlagener Ausführung. Anstelle der Handgriffe oder «Horn» war ein – meist hölzernes – Spannwid («Schpòò^{n}wìid») angebracht, welches dazu diente, bei Zug die Abstände der seitlichen Verbindung der Joche, also der «Schtééblì», zu halten und dadurch zu verhindern, dass der Schlitten unter dem Druck hätte zerbrechen können. Der «Mennschlitten» wurde für die «Mìinì» (das Kuhgespann im Joch) eingesetzt. Wenn zwei Tiere eingespannt wurden, also für Doppelzug, war in der Mitte ein «Schtänglì», das heisst, die Deichsel, eingefügt, meist eine junge Esche, ab Boden gehauen. Bei einfachem Zug wurden zwei «Schtänglì» oder Landen auf der Aussenseite der Kufen befestigt. Diese waren zum Lenken und Rückhalten notwendig. Die «Schtänglì» wurden mit den «Bääì^{n}ríng» (auf U-Form abgewinkelten Rundeisen) an den Schlittenbeinen befestigt; an der Innenseite dieser «Bääì^{n}ríng» wurde als Sicherung ein Flacheisen durchgestossen. Früher wurde anstelle von Eisen Weidenholz genommen.

Auf dem «Mennschlitten» wurden ungefähr dieselben Güter befördert wie auf

Abb. 22. David Schlegel (*1914) trägt seinen Handschlitten in den Bergwald. Es ist im Januar 1984. Am Schlitten befestigt sind Seile, «Ring» und «Guntel» (Eisenkeil mit Ring). Der Holzer trug im Winter meist die gamaschenartigen, aus starkem Stoff gefertigten, bis über die Knie reichenden «Pöss». Bild bei David Schlegel, Schalmenlitten, Grabserberg.

dem Handschlitten, nur dass Menge und Gewicht grösser waren.

Der Rossschlitten

Dieser war für den einfachen Pferdezug bestimmt und daher noch schwerer und stärker gebaut als der «Mennschlitten». Das «Schpòò^{n}wìid» war aus währschaftem, gebogenem Flacheisen und seitlich fest verschraubt. Die «Böden» (Kufen) waren nicht nur auf der Unterseite, sondern auch seitlich zur Verstärkung mit Eisen beschlagen; ebenso Schlittenbeine und Joche. Auch «Bääì^{n}ríng» und «Lättlì» waren stärker. Die Ringe, auf beiden Seiten einer, waren schwer und hatten viel mehr Wirkung als die beim Horn- und beim «Mennschlitten». Auf einem guten Rossschlitten konnten bei günstigen Schneebahnverhältnissen und einem guten «Fúęrmę» (Fuhrmann) recht grosse und schwere Mengen befördert werden.

Abb. 23. Oben am Grabserberg, im Gebiet Spicher–Rohr. David und Hans Schlegel haben ihre Schlitten mit dem Magerheu beladen, das hier eingelagert war. Jetzt wird es heimgeschlittelt und dort verfüttert. Vgl. Abbildung 21. Bild (Ende der dreissiger Jahre) bei Familie Schlegel, Leversberg, Grabs.

Der «Túú^{n}s»

Diese Schlittenart wurde andernorts, etwa im Toggenburg, auch Bock oder Bockschlitten genannt. Wie bei den Schlitten, gab es auch hier wieder drei Ausführungen, nämlich den «Hònntúú^{n}s», den «Mènntúú^{n}s» und den «Ròsstúú^{n}s».

Vom Schlitten unterschied er sich dadurch, dass er nur ein Joch hatte und dadurch kürzer war. Er wurde verwendet, um Langholz zu befördern. Dieses wurde nur vorn auf das Joch gebunden und lief hinten im

Auch beim «Hòòf Waaltr» lief es glimpflich ab. Walter war ein Original. Er war auf dem Oberen Hof als «Angenommener» (Pflegekind) aufgewachsen und blieb zeitlebens dort beschäftigt. Obwohl er nicht der Flinkste war, wurde er auch beim «Hònnschlittlę» eingesetzt. Als er einmal den schwerbeladenen Schlitten nicht mehr zu halten vermochte und auch den «Ring» nicht mehr werfen konnte, kam er schliesslich nach längerer Schussfahrt an einer Stallwand zum Stehen. Es wurde erzählt, einer der beiden in der Nähe weilenden Bauern sei sofort hinabgerannt, um Walter zu helfen und zu sehen, ob er allenfalls verletzt sei. Aber Walter habe grosses Glück gehabt: nebst einem Riesenschrecken war ihm nichts passiert. Der Bauer rief dem oben Wartenden erleichtert zu, es sei nichts passiert, nur die Nase sei ab. Sofort griff Walter mit der Hand an seine Nase und entgegnete: *«Näi, näi, si ischt nò^{n} dròò^{n}!»*

Der Bauer aber hatte die gebrochene «Schlittennase» gemeint.[16]

Abb. 24. Mist austun auf Ganalin. Vorn Ulrich Sprecher (*1906), Müselun, hinten Bartholome («Baro») Eggenberger (*1946). Bild (etwa 1962) bei Familie Sprecher-Eggenberger, Müselun.

Abb. 25. Und nochmals das unvergessliche Bild der unter das starre Joch gezwungenen Rinderköpfe: unbeweglich, störrisch und gehorsam zugleich, auf das gewohnte Kommando wartend, mit den Augen nervös zwinkernd, wenn Stock oder Peitsche allzu nahe kamen. Mathäus Eggenberger (*1917), Amaschnun, mit dem Neffen Barthli (*1946). Bild (um 1950) bei Familie Sprecher-Eggenberger, Müselun.

Schnee nach. Beim «Hònntúúⁿs» diente zur Lenkung der «Sparę», ein etwa anderthalb Meter langer Prügel von 6–7 cm Durchmesser, der auf einer Seite des Schlittens mit Stricken befestigt war. Auf der andern Seite war, an einer Schnur angehängt, auch wieder ein «Ring» zum «Werfen» bereit. Wurde die Fahrt zu schnell und gelang es dem «Tüüⁿslęr» nicht mehr, den Ring zu werfen, so bestand sozusagen seine letzte Rettung darin, «ùs ęm Túúⁿs» zu springen, was grosser Wendigkeit bedurfte und sehr gefährlich war. Der «Hònntúúⁿs» musste auf der Schulter manchmal über Stunden getragen werden. Dies war sehr kräftezehrend, selbst für die an anstrengende Arbeit gewohnten Holzer. Mit diesem Schlitten holte man das Holz vor allem in unwegsamem und steilem Gelände, wo weder mit der «Mìinì» noch mit dem Ross durchzukommen war. Der «Mènntúúⁿs» war wieder (wie der «Mennschlitten») stärker und schwerer als der «Hònntúúⁿs» und auch wieder mit «Schtänglì» für einfachen oder doppelten Zug versehen. Bis in die späten fünfziger Jahre wurde so noch oft mit der einfachen oder doppelten «Mìinì» gefuhrwerkt.

Später wurden am Grabserberg über den Winter einige Freiberger Pferde zur Holzerei gehalten. Dadurch verschwanden die «Mìinęnę» (also die Rindergespanne im Joch) fast gänzlich aus dem Wald.

Der «Ròsstúúⁿs», damals modern, war schwer mit Eisenbeschlägen verstärkt und mit einem «Ròngg» (Rank) versehen, also mit einem auf starrem Joch (oder «Ploch») liegenden drehbaren Joch, auf welches das Rundholz zu liegen kam. Das drehbare Teil hatte in der Mitte unten ein abstehendes, stabiles Rundeisen; dieses stak in einem Bohrloch des unteren Joches. So konnte es sich rundumdrehen, aber nicht herausfallen. Mit diesem «Ròngg», der sich während der Fahrt stets der Richtung der Ladung anpasste, blieb das im Schnee nachlaufende Langholz besser in der Spur und war für «Fuęrmę un Ròss» leichter zu steuern. Dennoch konnte es bei kritischen Schnee- und Bahnverhältnissen sehr schwierig werden, eine grosse «Túúⁿsętę Holz» ohne «Uùⁿgféél» an den Bestimmungsort zu bringen. Je nach Schneelage, Temperatur oder Steilheit wurden mehr oder weniger der leichteren «Trämel» als «Oòⁿhènggì» hinten an die aufgeladenen Rundhölzer angehängt. Diese wirkten dann als Bremse. Waren ihrer zu viele angehängt, vermochte das Pferd die Last über flachere Wegstücke nicht mehr zu ziehen. Waren es zu wenige, bestand Gefahr, dass die Bremswirkung der «Ringe» nicht genügte und Pferd und Fuhre neben die Schlittbahn getrieben wurden, was in steilem Gelände überaus gefährlich sein konnte. Der «Ròssfúęrmę» musste also, wollte er heil und gesund nach Hause kommen, schon im Aufstieg die «Bahn» beobachten und sich überlegen, wieviel er «laadę» und wieviel er «òòⁿhènggę» wollte.

16 Also die gebogene Fortsetzung des Schlittenbodens bis hinauf zum Handgriff oder Horn.

Abb. 26. Mit dem «Handtuu^{n}s» führte ein Holzer einen Baumstamm auch durch gefährliches Gebiet talwärts. Der an der rechten Kufe und «Nase» befestigte Sparren diente der Steuerung des Gefährts. Das Bild, auf Prestenegg, Studnerberg, entstanden, zeigt Hans Vetsch (1896–1966), «dr Stutzis Hans». Er war so durch die steile Läui herabgekommen. Bild bei Mathias Vetsch, Obergatter, Grabs.

Dazu musste er auch sein Pferd genau kennen, denn nicht jedes Zugtier verhält sich in einer gegebenen Situation gleich. Merkte das eine, dass die Ladung zu stossen anfing, stemmte es mit allen Vieren zurück; ein anderes wieder rannte drauflos und versuchte so der gefährlichen Fuhre davonzukommen, und dies konnte alle Beteiligten in eine schlimme Lage bringen. «Im Holz» war es daher doppelt wichtig, dass sich Pferd und Fuhrmann gut kannten und verstanden.

Das «Hólztüü^{n}slę» von Hand, mit der «Mììnì» und mit dem Pferd ist längst vorbei. Seit auf den Waldstrassen Lastwagen mit Ladekran fahren können, wird das Holz schneller, «ringer» und erst noch billiger aus dem Wald geholt. Das Pferd kommt im Wald zwar wieder vermehrt zum Einsatz, aber nur für Rückearbeiten (vom Standort bis zur Strasse) und an Orten, wo andere Transportmöglichkeiten nicht bestehen.

Der Autor dankt Prof. Hans Stricker für die Anregung zu diesem Aufsatz, für die textliche Betreuung, Beschaffung der Bilder und Erstellung der Fussnoten.

Abb. 27. Pferd und «Rosstuu^{n}s» in schwierigem Einsatz. Der Stamm eines Weidgrotzens, der ob Martisboden (gegen das Schwarztobel zu) gestanden hatte, mit einem Durchmesser von rund 1,40 Meter, wird abgeführt. Von links im Uhrzeigersinn: Johann Ulrich Vetsch («s Choobs Hansueli»); unbekannt; Förster Widmer; Heinrich Eggenberger sen. («s Spitzlis Heiri»); Heinrich Eggenberger jun. («s Spitzlis Heiri»); Florian Lippuner («s Tiise Chrischtlis Flüüri»). Bild (1964) bei Andreas Gasenzer, Marktstrasse, Grabs.

Literatur

Hugger 1964: PAUL HUGGER, *Werdenberg, Land im Umbruch. Eine volkskundliche Monographie.* Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 44. Basel 1964.

Id.: *Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache.* Frauenfeld 1881 ff. [bisher 14 Bände.]

Mörgeli 1940: WERNER MÖRGELI, *Die Terminologie des Joches und seiner Teile. Beitrag zur Wort- und Sachkunde der deutschen und romanischen Ost- und Südschweiz sowie der Ostalpen.* Romanica Helvetica 13. Paris, Zürich-Leipzig 1940.

Schäpper 1989: HANS SCHÄPPER, *Erinnerungen eines Grabser Geissmelkerbuben.* – In: *Werdenberger Jahrbuch* 1989, S. 105–107.

Stricker 1992: HANS STRICKER, *Sprachgeschichte des oberen Rheintals. Mit besonderer Berücksichtigung der romanischen Epoche und ihrer Überreste.* – In: *Werdenberger Jahrbuch* 1992, S. 9–35.